

Einleitung

Armut ist spätestens seit der Industrialisierung ein zentrales Thema der Architektur, auch wenn die allgemeine Berichterstattung deutlich von einer Architektur für Reiche dominiert wird. Angesichts seiner unzweifelhaften Bedeutung muss es verwundern, dass gerade die Architekturtheorie hier fast gänzlich schweigt. Auch eine übergreifende historiografische Behandlung des Themas Armut und Architektur ist bislang trotz einiger Ansätze unterblieben.¹ Und auch in den einschlägigen architekturtheoretischen und historischen Anthologien findet sich kein explizit dem Thema der Armut oder des Klassismus gewidmetes Kapitel.² Noch nicht einmal das Wohnen taucht darin als ein eigenständiges Thema auf, und das, obwohl doch nachweislich der Großteil unseres Baubestands Wohnraum und damit Wohnende beherbergt, und obwohl genau in diesem Bausegment die Probleme am dringlichsten waren und sind. Wohnen und Klasse – es scheinen zwei außerhalb der Architekturtheorie und Architekturgeschichte stehende, der Soziologie oder der Literatur vorbehaltene Bereiche zu sein. Gerade literarische Texte, wie die zahlreichen Beschreibungen von Wohnverhältnissen in den Romanen von Victor Hugo, Charles Dickens, Émile Zola, Rainer Maria Rilke, Eugène Dabit oder Simone de Beauvoir, wären mehr als geeignet, für eine breitere Textbasis zu diesem Thema herangezogen zu werden. Annie Ernaux, um ein aktuelleres Beispiel anzuführen, geht in ihren Texten immer wieder auf das Thema Wohnen ein und beschreibt sehr präzise die Wohnumfelder der Stationen ihres eigenen Lebens, nicht ohne dabei auch das Werkzeug des Beschreibens und Erinnerns in aller Deutlichkeit zu reflektieren: «Die Straßen meiner Kindheit, die ich so oft entlanggelaufen bin, über die ich aber noch nie nachgedacht habe, zum ersten Mal ohne andere Vorgabe als die der Präzision zu beschreiben, bedeutet, ihre soziale Hierarchie lesbar zu machen.»³ Eine Forschung, die sich um soziale Aspekte des Wohnens und Bauens kümmern wollte, müsste also den Quellenkorpus erheblich erweitern, aber eben auch ihre Fragestellungen überdenken.

Lesbarkeit. Eine Annäherung

Charles Jencks publizierte 1977 in *The Language of Post-modern Architecture* eine Fotografie der 280 Meter langen Londoner Wohnanlage Chester Terrace (Abb. 1). Die Spekulationsimmobilie war nach einem Entwurf von John Nash geplant und leicht verändert durch Decimus Burton 1825 ausgeführt worden. Um viel Wohnraum auf möglichst wenig Platz zu realisieren, wurde der Bautyp des Reihenhauses gewählt

kritische berichte 53, 2025, Nr. 2. <https://doi.org/10.11588/kb.2025.2.110102>
[Freier Zugang – alle Rechte vorbehalten]



1 John Nash, Chester Terrace, London 1825, Foto Charles Jencks (li); Tobias Nöfer, Fasanenstraße, Berlin 2023, Foto Matthias Noell (re)

und mit einer einheitlich durchlaufenden Fassade versehen, die sich architekturnsprachlich an Schlössern oder Herrenhäusern orientierte. Charles Jencks schrieb über die Anlage:

Die korinthische Ordnung, Triumphbogen und endlos wiederholte weiße Formelemente wurden für diese städtischen Häuser verwendet und verliehen ihnen entsprechende Unpersönlichkeit und Geraedlinigkeit. Die Detaillierung war allgemein gehalten und symbolisch, schnell erdacht für Spekulationsbauherren. Wegen dieser Art von Opportunismus wurde Nash von ernsthaften Klassizisten angegriffen.⁴

Diese Letzteren, die «ernsthaften Klassizisten», sahen in der Verkleidung eine Lüge, die Architektur täuschte in ihren Augen eine Noblesse vor, die sie hinter ihren Türen nicht mehr einzuhalten wusste. Der Vermarktung schadet dieser vermeintliche Makel bis heute nicht, eines dieser Reihenhäuser wurde unlängst zu einer Miete von 9500 Pfund pro Woche angeboten.⁵ Jencks verfolgte seinen vielversprechenden Ansatz im Bereich des sozialen Wohnungsbaus jedoch nicht weiter, obwohl er doch genau hier gestartet war, als er die moderne Architektur anlässlich der symbolträchtigen Sprengung der Wohnanlage Pruitt-Igoe in St. Louis, Missouri, im Jahr 1972 für tot erklärt hatte. Dabei wäre eine Analyse des architektonischen Typs ‹bezahlbarer Wohnungsbau› als semantisches System durchaus vielversprechend gewesen.⁶ Jencks aber lieferte lediglich eine Untersuchung der Spekulationsarchitektur für Reiche. Hier arbeitete er pointiert den semantischen Raum der Architektur des 19. Jahrhunderts heraus, der heute wieder – ähnlich wie bei Nash vor circa 200 Jahren – durch den Einsatz symbolischer Elemente aufgespannt werden kann. Die vorgeblieche Bedeutung eines Mehrparteienwohnhauses kann durch die Anbringung architektonischer Symbole zum Beispiel in Form von 20 Natursteinsäulen seine Preislage einigermaßen zuverlässig anzeigen (Abb. 1). Die Fassade drückt somit in direkter Form ‹Klasse› aus.

Ein vergleichbares Berliner Objekt wurde in der Immobilienzeitschrift *Deal. Das Wirtschaftsmagazin rund um Real Estate, Investment und Finance* durch einen der Architekten folgendermaßen beschrieben: «Die klassisch-traditionelle Formensprache zitiert historische Vorbilder vor allem aus Frankreich sowie aus Berlin. Motive wie Kapitelle, Baluster und Pilaster wurden neu interpretiert, sodass die Fassade eine zeitlose Anmutung erhält.»⁷ Symbolische Detaillierung, schnell erdacht für Spekulationsbauherren? Der Unterschied zu damals: Heute wird diese «Art von Opportunismus» nicht mehr angegriffen, vielleicht weil es längst keine «echten Klassizisten» mehr

gibt. In der Realität aber werden solcherlei Häuser ohnehin nicht zur Deckung des Wohnraumbedarfs, sondern des Investitionsbedarfs errichtet. Ein wesentlicher Teil des kommunikativen Akts eines solchen Wohnhauses besteht also darin, dass er Reichen und Spekulanten vermittelt, dass es für sie gebaut wurde. Als metropolitane Distinktionsarchitektur ist das Haus also durchaus «ehrlich».

Marc-Antoine Laugier jedenfalls hatte in der Mitte des 18. Jahrhunderts genau das eingefordert. Alle Gebäude müssten ihren Inhalt und damit den sozialen Status ihrer Bewohner:innen «angemessen» kommunizieren: «Die *bienséance* [Schicklichkeit] verlangt, daß man ein Bauwerk nicht mehr und nicht weniger prunkvoll ausstattet, als es seiner Bestimmung entspricht.»⁸ Und er präzisiert: «Was die Dekoration der Häuser von Privatleuten betrifft, so verlangt die *bienséance*, daß sie dem Rang und dem Vermögen ihrer Besitzer entspricht.»⁹ Arme hätten dementsprechend in arm aussehenden Häusern zu leben: «Häuser, die dazu bestimmt sind, Arme aufzunehmen, müssen auch einen Anstrich von Armut haben. [...] Arme Leute müssen so untergebracht werden, wie es sich für Arme gehört, mit viel Sauberkeit, mit Bequemlichkeit und ohne jeden Prunk.»¹⁰

Was Laugier vernachlässigte, waren die veränderlichen, zeitgebundenen Faktoren und die Problematik des Funktionswandels, denn diese scheinen dem architekturesthetischen Diskurs um die Dauerhaftigkeit von Architektur zu widersprechen. Gerade aber was den Zusammenhang von architektonischer Symbolik und der Klasse der jeweiligen Bewohner:innen angeht, stellen sich hier jedoch erhebliche Probleme. Peter Behrens erkannte 1928 diese Grundproblematik, als er in Wien im Rahmen des kommunalen Wohnungsbaus tätig wurde, ging er doch von einer Veränderlichkeit und Verschiedenartigkeit von Gewohnheiten, Wohnbedürfnissen und Wohnvorstellungen aus. Für eine darauf reagierende Architektur aber konnte er dennoch keine Lösung anbieten.¹¹ Tatsächlich kann eine Architektur, die auf eine finanziell kräftige Nutzer:innenklasse zielt, über lange Zeiträume wie geplant funktionieren, ihre Wertschätzung und Lesart kann sich aber auch erheblich ändern. Es genügt hier ein Blick auf die Berliner Gründerzeitwohnungen und ihre mehrfache «Umsemantisierung, d. h. Umwertung der Zeichen, die von den alten Gebäuden ausgehen», wie Lucius Burckhardt dieses Phänomen beschrieb.¹² Burckhardt erkannte in der Möglichkeit einer Umwertung von Gründerzeitbauten durch studentische Wohngemeinschaften zum Beispiel in Frankfurt ein emanzipatorisches Erlebnis. Heute sind diese Wohnungen in vielen Städten erneut unerschwinglich geworden, mit oder ohne säulenbewehrte und dekorierte Fassaden. Die ersten und zweiten Funktionen von Gebäuden sind, so Umberto Eco, nicht stabil, beide können sich unabhängig voneinander entwickeln.¹³

Aber gilt diese Möglichkeit der semantischen Veränderlichkeit auch umgekehrt für die Architektur der Armen? Man kann es kurz machen: praktisch bislang kaum. Eine klassenüberschreitende Umwertung innerhalb dieses Bautyps kann als Problem bezeichnet werden. Das mag einerseits an der Geschichte von sozialen Wohnbauten und den dauerhaft mit ihnen konnotierten Aussagen hängen, sicherlich aber auch an der Sozialtopografie der Städte, in deren Logik sie eingebettet sind.¹⁴ Denn die spezifische soziale Bestimmung ist diesen Wohngebäuden sowohl stadtökologisch als auch formal und materiell eingeschrieben, was von ihren Planern im Sinne der Angemessenheit und Ökonomie auch durchaus beabsichtigt war. Die Form der Wohnungsbauten müsse den sozialen Bedürfnissen folgen. Das «Großstadthaus» sei «ein soziales Problem», und die Architektur müsse daher in erster Linie diese Parameter

berücksichtigen, wie es Karl Scheffler 1908 forderte.¹⁵ Erste Ansätze dieser Art finden sich zum Beispiel bei den genossenschaftlichen Bauten Alcide Vaillants in Paris oder Alfred Messels in Berlin. Sie weisen jeweils eine aus der Unterbringung mehrerer Wohnungen auf einer Etage nahezu zwangsläufig resultierende Entwicklung auf: Zugunsten einer belüfteten Innentoilette in jeder Wohnung wird die Repräsentationsfunktion der Fassade der Versorgungsfunktion untergeordnet, das nun in der Straßenfassade erscheinende Toilettenfenster wird zum Gestaltungselement erhoben und Teil einer modifizierten, vor allem aber lesbaren architektonischen Ästhetik des Wohnens.

Architekturtheorie und Klassismus. Eine offene Frage

Forderungen nach einer dem Stand der Bewohner:innen angemessenen Ausdrucksform von Architektur zogen klassistische Darstellungen nach sich. Laugiers kurze Textpassagen zur Relation von Architektur und Stand der Bewohnerschaft zählen zu den frühesten Überlegungen dieser Art, hatten doch Autoren wie Jean-Louis de Cordemoy, auf den Laugier sich explizit berief, in seinem *Nouveau traité de toute l'architecture ou l'art de bastir* noch ausschließlich auf die «personnes de la première qualité», also die privilegierten Kreise fokussiert.¹⁶ Den Architekturtheoretikern des 18. Jahrhunderts wie Michel de Frémion, Germain Boffrand oder Jacques François Blondel ging es zwar im Kern um die richtige Anwendung der Ausdrucksfunktion von Gebäuden im Sinne einer sozialen Hierarchie, die sie mit Begriffen wie *caractère*, *bienséance* und *convenance*, also letztlich mit der Übereinstimmung von Inhalt, Form und Ausdruck, zu fassen versuchten. Laugiers Überlegung, so radikal sie klingen mag, war somit eigentlich nur eine konsequente Fortführung der Architekturlehre seiner Zeit. Er übertrug die Festlegung, dass auch die soziale Funktion eines Gebäudes über seine formale Gestaltung, also den *décor*, symbolisiert werden müsse, nun explizit auf die Architektur für Arme. Anlass dafür war vermutlich seine Kritik an Germain Boffrands Pariser Hôpital des Enfants-trouvés (Findelhaus, 1746–1749), das in Laugiers Augen für die Bauaufgabe zu aufwendig, also nicht ‹angemessen› ausgestattet worden war. Claude-Nicolas Ledoux ging als Anhänger Jean-Jacques Rousseaus noch einen Schritt weiter und wollte sogar die ‹soziale Ordnung› in der Architektur ausgedrückt wissen.¹⁷ Und auch wenn das bescheidene Haus des Armen für ihn zunächst einmal die Funktion hatte, eine Folie zu bilden, vor der die Architektur der Reichen und Mächtigen ihre ganze Strahlkraft entwickeln könnte, galten ihm sämtliche Bauaufgaben unabhängig vom Rang der späteren Nutzer:innen bereits als gleichwertig.

Die Architekturtheorie, sieht man von einigen wenigen Ausnahmen ab, sollte es in Bezug auf die Klassenfrage nicht viel weiter bringen.¹⁸ Das Thema der Relation von Architektur und Klasse entwickelte sich in den Industrieländern zu einem Spezialbereich der ‹Wohnungsfrage› und einem aus dieser sozialpolitischen Problematik resultierenden Bauen und Planen. Texte wie die von Medizinern, Politikern, Philosophen, Soziologen oder Pädagogen wie Pierre-Adolphe Piorry, Charles-Louis-Napoléon Bonaparte oder Robert von Erdberg, aber eben auch literarische Zeugnisse in Form von Reiseberichten und Romanen, kulturhistorische und feuilletonistische Schriften wie jene von Heinrich Heine, Victor Fournel oder Karl Scheffler, um nur einige bekannte Autoren des 19. Jahrhunderts zu nennen, sind für die Architekturtheorie nur ansatzweise ausgewertet worden. Und selbst die Texte von Architekten wie Henry Roberts, Émile Muller und Émile Cacheux über den Wohnungsbau für

die schlechtverdienenden Klassen oder jene von Walter Gropius zum Verhältnis von Produktion und Fabrikarchitektur blieben überwiegend unbeachtet. Hinzu kommt das gravierende Problem, dass weibliche Perspektiven bis heute nahezu vollständig aus dem Textkanon der Architektur ausgeschlossen werden. Johanna Schopenhauers 1803 verfasster Reisebericht aus England und Schottland zum Beispiel beinhaltet neben allgemeinen Beobachtungen über die Anlage und das Leben in den Städten auch überaus aufschlussreiche Passagen über das dortige Wohnen.¹⁹ Auch eine begriffshistorische Forschung zu den verwendeten architektonischen Termini in diesem Sektor steht noch aus. So zum Beispiel zu den Begriffen des ‹Arbeiterwohnungsbau› oder ‹dwellings of the labouring classes› und ‹logements ouvriers›, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf den internationalen Wohnungskongressen allmählich durch neutralere Bezeichnungen wie ‹habitations à bon marché› abgelöst wurden, mit denen die direkte Zuschreibung einer Klassenzugehörigkeit zunehmend vermieden wurde. Auch die Begriffe ‹Wohnen für das Existenzminimum›, ‹für die minderbemittelten Schichten›, ‹Großsiedlung›, ‹Kleinstwohnung› oder ‹sozialer Wohnungsbau› sind Zeugnisse dieser sprachlichen Verschiebungen.

Geschmacksfragen. Zur Problematik des Moralischen in der Architektur

In den architekturtheoretischen Texten werden seit dem 18. Jahrhundert zunehmend moralische Aspekte verhandelt, zum Beispiel wenn Frémin die Vernachlässigung der Bequemlichkeit bei der Anlage eines Wohnhauses als ‹Verbrechen› bezeichnet, Francesco Algarotti Verfälschung und Lüge anprangert, wo eine Materie nicht sie selbst bedeute, und Wahrheit fordert oder Laugier apodiktisch eine ‹wahre Architektur› in den Raum stellt und das ‹architektonische Verbrechen› im Unterschied zum einfachen Fehler abwägt.²⁰ Auch bei Cordemoy lassen sich entsprechende Textstellen finden, in denen es um den richtigen Einsatz der Ausstattung geht, wenn er beispielsweise fordert, dass Deckengemälde in der Galerie eines Wohnhauses nur Dinge darstellen sollten, die auch in der Wirklichkeit am Himmel zu finden seien.²¹

Von der Frage der Angemessenheit und Wahrheit aus entwickelten sich Diskurse über den allgemeinen Geschmacksniedergang, zunächst vor allem rund um die Londoner Weltausstellung und Henry Cole.²² Auch wenn diese in erster Linie als Debatten um das Verhältnis von Gestaltung, Handwerk und Industrie erscheinen, kann man weitreichende Übereinstimmungen zwischen diesen Überlegungen und der Moral- und Sozialphilosophie feststellen, mischten sich doch in die Diskussionen auch gesellschaftliche Aspekte, die die Industrialisierung hervorgerufen hatte: Fragen nach menschenwürdigen Arbeits- und Lebensbedingungen, Bildung, Hygiene. Robert Owens Ausführungen zur Erziehung zu einem besseren Arbeiten, Wohnen und Leben in *A New View of Society* von 1813 begannen nicht umsonst mit dem «formation of character» der «poor and working classes», deren Angehörige durch mangelnde Erziehung und Bildung in die Kriminalität getrieben würden und dafür in der Folge von der Gesellschaft auch noch bestraft würden.²³ Die hier angemahnte Läuterung der gesamten Arbeiterklasse führte nicht zuletzt über die Wohnung, ihre richtige Einrichtung und Verwendung, wie das auch Illustrationen von Richard Seymour und anderen bekräftigen. In dem einigermaßen absurdem Beispiel von Philippe-René Marchand werden die angeblich Fehlgeleiteten zwangshalber in einer ‹ville de refuge› zum richtigen Wohnen und damit zum gewünschten sozialen Verhalten erzogen: «Eine einfache Hängematte zum Schlafen, dann ein kleiner Tisch, eine hölzerne Sitzgelegenheit, schließlich einige Gefäße aus Keramik, ist das nicht

ausreichend für jeden, dem alle Arbeitsmöglichkeiten geboten werden?» Immerhin durfte man das Notwendigste «nach seinem eigenen Geschmack und den eigenen Bedürfnissen» ergänzen, um sich in seinem neuen Leben einzurichten.²⁴

Die Erziehung zum Wohnen wurde maßgeblich über die Diskussionen im Umfeld der Londoner Weltausstellung verbreitet. Gerade Gottfried Sempers Forderung nach einem «allgemeinen Volksunterricht des Geschmackes» kann hier als zentraler Referenzpunkt für eine fortgesetzte Debatte um die Geschmacksbildung nach 1900 auf dem europäischen Kontinent gelten.²⁵ Aus dieser Debatte um den ‹guten› und ‹richtigen› Geschmack und seine Vermittlung ragen nur wenige reflektiertere Stimmen heraus, darunter Semper selbst: «Für die Hebung des Volksgeschmackes muss gewirkt werden, oder vielmehr das Volk muss selbst dafür wirken. Besser es treibt noch eine Zeitlang Unsinn, als dass es sich einen Geschmack vorschreiben lässt.»²⁶ Die Geschmacksfrage schlug sich seit dem frühen 20. Jahrhundert in einem rasant entwickelnden Ausstellungs- und Publikationswesen nieder und ihre Gegensatzpaare von Gut und Schlecht waren nun eng mit der Abwertung der bürgerlichen Wohnkultur der vorangegangenen Jahrzehnte verbunden.²⁷ In der Theorie um die ‹gute Form› offenbarte sich die weit geteilte Überzeugung, dass Geschmack und moralisches Verhalten miteinander in einem direkten Zusammenhang stünden, auch wenn Burckhardt in der «Reform zur Herstellung von Gebrauchswerten, die sich der Nutzer aneignen kann im Sinne einer ersehnten Überwindung von Produzent und Konsument» auch Positives erkannte.²⁸ Max Bills Ausstellung *Die gute Form* (1949) oder *Kunst en Kitsch* im Gemeentemuseum Den Haag (1951) zeigen aber sehr deutlich, dass es bei der gesamten Geschmacksdebatte um die «Definitionsmacht» und den «Stellungskrieg von Deutungseliten» um «Zugehörigkeitsbeschreibungen zu Bildung, Kultur, Geschmack, Gefühl, Moral, Hygiene etc.» ging,²⁹ oder eben um eine «autorative Theorie des gebildeten Geschmacks».³⁰

Die Debatte in den Fachblättern für das Einrichten und Wohnen macht deutlich, dass man sich schon vor dem Ersten Weltkrieg längst darauf geeinigt hatte, dass der Geschmack *top down* definiert und vorgegeben würde, da die Kompetenz der Unterscheidung über das Fachwissen und die Bildung an die Zugehörigkeit zum Bürgertum gekoppelt war. Jenseits dieser Dominanz der Geschmacksfragen ging es aber in einem anderen Diskussionsstrang auch um die an die Produktionskosten gekoppelte Frage einer bezahlbaren Wohnungseinrichtung. Man kann Hauswirtschafterinnen und Entwerfern wie Louise Brigham, Richard Riemerschmid oder Bruno Taut durchaus zugutehalten, dass sie mit der Idee kostengünstiger Möbel sowie ihren DIY-Einrichtungsvorschlägen keine Klassenfestschreibungen im Sinn hatten, sondern im Gegenteil angepasst an die jeweiligen Lebensumstände und das vorhandene Budget reagieren wollten, um so aus dem Zwang herauszufinden, man müsse unpassende Wohnerwartungen erfüllen.³¹

Ausweitung der Denkzone?

Die im 19. und 20. Jahrhundert vermittelten Wohnnormen entstammen somit einerseits ästhetischen Entwicklungen, die zwischen Herstellung, Entwurf und Verwendung im Bürgertum ausgehandelt worden sind, andererseits sind sie in soziale und politische Programme verwickelt, die wiederum nur selten mit ernsthaften Erhebungen oder Befragungen formuliert wurden. Pluralisierung oder ‹Angemessenheit› versprechen solche Konzepte und Programme also nicht, weder in ästhetischer Hinsicht noch in sozialer. Was aber noch deutlich problematischer ist, ist die

Tatsache, dass der Sektor der Architekturtheorie nahezu vollständig auf einem engen Text-, Bild- und Programmkanon aufbaut, der seit mehr als 150 Jahren in einer Art Zirkelschluss zur eigenen Bestätigung herangezogen wird und die Frage nach der Relation von Klasse und Architektur nahezu ausblendet. Darüber dürfen auch gewisse Hoch- und Modephasen der Erforschung des Arbeiterwohnungsbau (1960er bis 1980er Jahre), der Slums (seit etwa 2005), der Lagerarchitektur (seit etwa 2015) nicht hinwegtäuschen. Vielleicht liegt eine Ursache dieses Defizits darin begründet, dass ausgerechnet die Architekturtypologie, also jene architekturwissenschaftliche Methode, die im Kern die Wechselbeziehungen zwischen Funktionen und Formen untersucht, sich um die Klassenproblematik nicht weiter bemüht hat, auch wenn Aldo Rossi schon 1966 eine «sozio-ökonomische Klassifizierungsmöglichkeit» von Wohnhäusern vorgeschlagen hatte.³²

Eine Architekturtheorie, die sich der Frage nach dem ‹Wohnen mit Klasse› widmen wollte, käme daher nicht umhin, eine deutliche Erweiterung des Text- und Bildvorrats bereitzustellen und dabei die Materialien und Medien aus Literatur, Wissenschaft, Politik und Kunst gleichermaßen einzubeziehen, um über eine dezidierte Sammlung und systematische Ordnung zu einem neuen Wissenstand zu kommen und neue Fragen formulieren zu können. Trotz aller interdisziplinärer, komparatistischer und kulturwissenschaftlicher Ansprüche hat sich noch kein Ausweg aus diesen problematischen Engführungen gefunden. Das Potenzial einer solchen Öffnung und Fokussierung sollte erkannt und genutzt werden, auch wenn man wie Rainer Maria Rilke, als er die stehen gebliebene Innenwand eines Abrisshauses an der Brandmauer zum nächsten Haus beschrieb und über ihren Anblick erschrockt, vielleicht lieber wegesehen hätte. Aber das ist dann eben nicht mehr möglich: «Ich erkenne das alles hier, und darum geht es so ohne weiteres in mich ein: es ist zu Hause in mir.»³³

Anmerkungen

- 1** Vgl. u. a.: Hartmut Häußermann u. a. (Hg.): *An den Rändern der Städte. Armut und Ausgrenzung*, Frankfurt a. M. 2004; *figurationen. gender literaturkultur*, 2007, Nr. 1, insbes. Hans Frei: *Armut und Architektur*, S. 64–78; Klaus Bergdolt u. a. (Hg.): *Armut in der Renaissance*, Wiesbaden 2013.
- 2** Vgl. z. B.: Ulrich Conrads (Hg.): *Programme und Manifeste zur Architektur des 20. Jahrhunderts*, Basel 2001; Fritz Neumeyer (Hg.): *Quellen- und Texte zur Architekturtheorie*, München 2002; Ákos Moravánsky (Hg.): *Architekturtheorie im 20. Jahrhundert*, Wien 2003; Vittorio Magnago Lampugnani (Hg.): *Architekturtheorie im 20. Jahrhundert. Positionen, Programme, Manifeste, Ostfildern-Ruit* 2004; Susanne Hauser u. a. (Hg.): *Architekturwissen. Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften*, 2 Bde., Bielefeld 2011/2013.
- 3** Annie Ernaux: *Die Scham* [frz. Ausgabe 1997], Berlin 2021, S. 38–39.
- 4** Charles Jencks: *Die Sprache der postmodernen Architektur* [engl. Ausgabe 1977], Stuttgart 1978, S. 72.
- 5** Anzeige von London House, <https://londonhouse.co.uk/>, Zugriff am 11.11.2023 (deaktiviert).
- 6** Jencks 1978 (wie Anm. 4), S. 15.
- 7** Thomas Albrecht zit. n. o. A: 16.02.2022 Berlin: BAUWERT verkauft alle 114 Wohnungen Am Hochmeisterplatz, in: Deal. Das Wirtschaftsmagazin rund um Real Estate, Investment und Finance, 16.2.2022, <http://www.deal-magazin.com/news/3/111220/Berlin-BAUWERT-verkauft-alle-114-Wohnungen-Am-Hochmeisterplatz>, Zugriff am 09.01.2025.
- 8** Marc-Antoine Laugier: *Das Manifest des Klassizismus* [frz. Ausgabe 1973], Zürich/München 1989, S. 140.
- 9** Ebd.
- 10** Ebd.
- 11** Peter Behrens: *Die Gemeinde Wien als Bauherrin*, in: Bauwelt 19, 1928, Nr. 41, S. 976–980; vgl. auch Aldo Rossi: *Die Architektur der Stadt. Skizze zu einer grundlegenden Theorie des Urbanen* [ital. Ausgabe 1966], Basel u. a. 2015, S. 58.
- 12** Lucius Burckhardt: *Publikumsgeschmack oder: Vom Wandel ästhetischer Wertung* (1977), in: ders.: *Die Kinder fressen ihre Revolution. Wohnen, Planen, Bauen, Grünen*, Köln 1985, S. 124–131, insbes. S. 129–130.

- 13** Umberto Eco: Einführung in die Semiotik [ital. Ausgabe 1968], München 1972, hier v. a. S. 293–356.
- 14** Vgl. hierzu den Bericht von Eugène Dabit: Faubourgs de Paris [frz. Ausgabe 1933], Paris 1990, S. 61–65.
- 15** Karl Scheffler: Paris. Notizen, Leipzig 1908, S. 97.
- 16** Vgl. auch Sebastiano Serlio: Architettura civile. Libri sesto, settimo e ottavo nei manoscritti di Monaco e Vienna, Mailand 1994. In dem Kapitel Delle habitationi di tutti i gradi degli huomini dentro della città werden um 1550 auch Häuser für «i piu poveri huomini nelle città», also für die Ärmsten der Stadt, präsentiert. Jean-Louis de Cordemoy: Nouveau traité de toute l'architecture ou l'art de bastir; utile aux entrepreneurs et aux ouvriers, Paris [1706] 1714, S. 86.
- 17** Claude Nicholas Ledoux: L'Architecture considérée sous le rapport de l'art, des mœurs et de la legislation, Paris 1804, S. 1, S. 103.
- 18** Vgl. Michael Müller: Die Verdrängung des Ornaments. Zum Verhältnis von Architektur und Lebenspraxis, Frankfurt a. M. 1977, und die darin enthaltene Diskussion einer vermeintlich klassenlosen Architektur zu Beginn des 20. Jahrhunderts.
- 19** Johanna Schopenhauer: Reise durch England und Schottland, Stuttgart 1965, hier v. a. S. 165–199.
- 20** Michel de Frémion: Mémoires critiques d'architecture. Contenans l'idée de la vraie & de la fausse architecture, Paris 1702, S. 25; Francesco Algarotti: Saggio sopra l'architettura [1756], zit. n. ders.: Saggi, Bari 1963, S. 29–52, S. 37; Laugier 1989 (wie Anm. 8), S. XVIII, S. 72.
- 21** Cordemoy 1714 (wie Anm. 16), S. 104.
- 22** Augustus Welby Northmore Pugin: The True Principles of Pointed or Christian Architecture, London 1841; ders.: Contrasts; or A Parallel between the Noble Edifices of the Fourteenth and Fifteenth Centuries and Similar Buildings of the Present Day. Shewing the Present Decay of Taste, London 1836; John Ruskin: The Seven Lamps of Architecture, London 1849; Owen Jones: On the True and the False in the Decorative Arts: Lectures Delivered at Marlborough House, June 1852, London 1863; Henry Cole: A Catalogue of the Museum of Ornamental Art at Marlborough House, London 1853.
- 23** Robert Owen: A New View of Society, Or, Essays on the Principle of the Formation of the Human Character, and the Application of the Principle to Practice, London 1813.
- 24** Philippe-René Marchand: Du paupérisme, Paris 1845, S. 475–478, Übers. d. Verf.
- 25** Gottfried Semper: Wissenschaft, Industrie und Kunst. Vorschläge zur Anregung nationalen Kunstgefühles [...], Braunschweig 1852, S. 1, S. 62; Gustav E. Pazaurek: Guter und schlechter Geschmack, Stuttgart 1912; vgl. hierzu Renate Flagmeier/Imke Volkers: Böse Dinge. Eine Enzyklopädie des Ungeschmacks, Berlin 2013; vgl. u. a. Mark Adang: Breng me uw huis, laat me uw woonkamer zien, en ik zal u zeggen wie gjij zijt! Het denken over kitsch en smaakkopvoeding in Nederland, in: Nederlands Kunsthistorisch Jaarboek 28, 1977, S. 205–259; ders.: «Tegen leelijkheid en smaakmisleiding». Twee tentoonstellingen (uit 1905 en 1910/11) in het Stedelijk Museum te Amsterdam, in: P. M. M. Klep u. a. (Hg.): Wonen in het verleden, 17e–20e eeuw. Economie, politiek, volkshuiving, cultuur, en bibliografie, Amsterdam 1987, S. 129–140.
- 26** Semper 1852 (wie Anm. 25), S. 61–62.
- 27** Vgl. u. a. Hendrik Petrus Berlage: Gedanken über Stil in der Baukunst, Leipzig 1905, S. 7–8.
- 28** Burckhardt 1985 (wie Anm. 12), S. 131.
- 29** Irene Nierhaus: Störrisches Wohnen. Kollisionen von Innenraum und Bewohnerschaft in Kommentaren zum Neuen Bauen um 1930, in: dies./Andreas Nierhaus (Hg.): Wohnen Zeigen. Modelle und Akteure des Wohnens in Architektur und visueller Kultur, Bielefeld 2014, S. 163–181, hier S. 165; vgl. auch Lucius Burckhardt: Das unsichtbare Design (1983), in: Burckhardt 1985 (wie Anm. 12), S. 48–53.
- 30** Christian Demand: Haltung! Wieviel Ethos braucht Design, in: Das Magazin der Kulturstiftung des Bundes, Frühling 2010, Nr. 15, S. 11–14, hier S. 12; vgl. hierzu Flagmeier/Volkers 2013 (wie Anm. 25), S. 60; vgl. auch Matthias Noell: Kultur des Sichtbaren. Der fotografische Blick des Herrn Schultze, in: Hans-Rudolf Meier/Daniela Spiegel (Hg.): Kulturreformer. Rassenideologe. Hochschuldirektor. Der lange Schatten des Paul Schultze-Naumburg, Heidelberg 2018, S. 33–46.
- 31** Ernst Zimmermann: Künstlerische Maschinennmöbel, in: Deutsche Kunst und Dekoration 17, 1905/06, S. 247–263; Louise Brigham: Box Furniture. How to Make a Hundred Useful Articles for the Home, New York 1909; Bruno Taut: Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin, Leipzig 1924; vgl. auch Matthias Noell: Ärmlich, spurenlos, einfach, befreit – «Nein, meine Zimmer sollen kein Museum sein», in: Kirsten Wagner/Marie-Christin Kajewski (Hg.): Architekturen in Fotografie und Film. Modell – Montage – Interieur, Berlin 2020, S. 169–188.
- 32** Rossi 2015 (wie Anm. 11), S. 34–35.
- 33** Rainer Maria Rilke: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge (1919), Leipzig 1982, S. 32.

Bildnachweis:

- 1** Jencks 1978 (wie Anm. 4), S. 72 (li); © Matthias Noell (re).